Seite 11
Familie strukturiert

Seite 5
Verfall bedacht

Seite 15
Lehrer erinnert

Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut

10. Jahrgang 2007
Heft 2–3

KALONYMOS

Schlagt mich in van Geldern ein!

Freude am schönen Buch und die Soncino-Gesellschaft

Harald Lordick

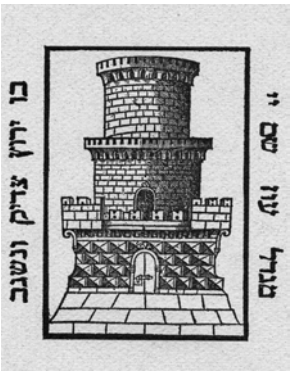
Eigentlich hätte sie auch *Bomberg* heißen können. Als der junge Student Herrmann Meyer den Verlegern Horodisch und Marx die Gründung einer jüdischen bibliophilen Gesellschaft vorschlug, war man sich schnell einig, dass man sie nach einem der Pioniere hebräischer Buchdruckkunst benennen wollte. Daniel Bomberg hatte seit 1520 in Venedig den Babylonischen Talmud herausgegeben, und war durchaus erste Wahl, aber das Los entschied anders. Also *Soncino,* die hebräische Presse im gleichnamigen italienischen Städtchen, von Josua Salomon 1483 begründet. Dass die Familie Soncino ursprünglich aus Deutschland stammte, traf sich besonders gut. Die Soncinos wählte man aber nicht nur zum Namen, sondern vor allem auch zum Vorbild.

Der Vorsitzende, Heinrich Loewe, gibt in einer Werbebroschüre Auskunft über das Programm der *Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches e.V.*: „Mit der Schönheit ihrer Typen und der kunstvollen Gestaltung des Satzbildes bilden die Soncino-Drucke Höhepunkte des hebräischen Buchdrucks. Geist und Leistung der Familie Soncino sollen für die Bestrebungen der Soncino-Gesellschaft Vorbild und Ansporn sein.“ Und Arnold Zweig ergänzt an gleicher Stelle: „Unter den nach außen sichtbaren Symbolen jüdischen Wesens ist das Buch wie altbekannt eines der stärksten gewesen. Dieser zärtlichen und heftigen Beziehung des Juden zum gedruckten Wort entsprach in den großen Zeiten jüdischen Gemeinschaftslebens an der Schwelle der Neuzeit auch die Kunst jüdischer Druckwerke, unter denen Meisterwerke des Buchdrucks jener Epoche zu finden sind. Die Soncino-Gesellschaft wurde gegründet, um das einfachschöne jüdische Buch wieder schaffen zu helfen.“[1]

Der Wunsch nach Qualität der äußeren Gestaltung und Herstellung speiste sich aber aus dem inhaltlichen Anspruch: dem *guten* Werk zu einer adäquaten Form zu verhelfen, war das Ziel: So plante man, seltene und bedeutende Texte neu und ansprechend herauszugeben, und typographisch bemerkenswerte Drucke als Faksimile wieder vor Augen zu führen. Dass dies, trotz des kurzen Aufblühens in der Frühen Neuzeit sowenig Tradition hatte, war für Jahrhunderte Zeichen jüdischer Lebenswirklichkeit. „Welchen Sinn hatte es, ein Buch kostbar schreiben und illuminieren zu lassen oder es mit einem reichen Einband zu versehen, wenn man stets damit rechnete, es bei einer übereilten Flucht im Stich lassen oder gar der Vernichtungswut plündernder Rowdys opfern zu müssen?“[2]

Titelblatt (Ausschnitt) des Pentateuch der Soncino-Gesellschaft, 1930–1933

Sind SIE schon Mitglied? Mit fein abgesperrtem Fragezeichen schloss Heinrich Loewe sein Vorwort zur Werbebroschüre der am 15. Mai 1924 gegründeten Gesellschaft. Doch nicht jedermann war eingeladen, denn die Mitgliederzahl war auf 500, später 800 begrenzt. Die Mitgliedschaft erhielt, wer sich fünf Reichsmark „Eintrittsgeld“, 25 Mark Jahresbeitrag und eine einmalige Spende leisten konnte. Es war eine eher gehobene Gesellschaft, deren



Mitglieder sich bei ihren Zusammenkünften vor allem an gedruckten Delikatessen, aber auch an guten Speisen erfreuten.

Der bibliophilen Begeisterung verdankt sich manche Rarität: Das 151. Exemplar von Ludwig Börnes *Juden in Hamburg* hatte man mit reichlich Humor dem Initiator der Gesellschaft zugedacht: „als einziges auf echt Kaiserlich van Zanders-Japan für Hermann MZ Meyer gedruckt und ihm beim Festessen anläßlich der Pökelzunge überreicht von den Druckern."

Bibliophilie hatte in Deutschland keineswegs Tradition. Anders als in England, Amerika oder Frankreich wurde die *Gesellschaft der Bibliophilen* erst 1899 gegründet, initiiert von Fedor von Zobeltitz, der 1897 mit der *Zeitschrift für Bücherfreunde* an die Öffentlichkeit getreten war. Zwar dauerte es noch ein Vierteljahrhundert bis zur Soncino-Gründung, aber Juden engagierten sich von Anfang an in hohem Maße auf diesem Feld, in der *Gesellschaft der Bibliophilen*, in den örtlichen Vereinen *(Bibliophilen-Abenden)* in Berlin, Hamburg, München, in der *Maximilian-Gesellschaft* und selbst im Ruhrgebiet, etwa in Essen und Dortmund. Manche waren auch von Berufs wegen interessiert, als Antiquare, Bibliothekare, Verleger, Schriftsteller. Wir finden Ludwig Geiger, Georg Witkowski, den Kunsthistoriker Aby Warburg mit seiner weltberühmten *Bibliothek Warburg*, den Verleger Jakob Hegner. Und obwohl man meinen könnte, dass wir hier ein Milieu haben, in dem viele sich heimisch fühlten, gar keinen Bedarf sahen für eine *eigene* jüdische Bibliophilen-Gesellschaft, hatte Herrmann Meyer mit seinem Vorstoß in den zwanziger Jahren wohl doch offene Türen eingerannt, anders lässt sich der furiose Auftakt der Soncino-Gesellschaft, die reiche Vielfalt und der Schwung, mit dem sie ihre *Blätter* und Drucke herausbrachte, kaum erklären.

Soncino war eine Berliner Gründung, hatte hier zahlreiche Mitglieder, und in der „Kulturmetropole" der jüdischen Bevölkerung blieb auch der Schwerpunkt ihres Wirkens. Die jährlichen Treffen fanden in Berlin statt, 1931 aber traf man sich in Worms, wo sich die Teilnehmer dann auch die Möglichkeit zu einer Exkursion auf den *Heiligen Sand*, den alten jüdischen Friedhof, nicht entgehen ließen. Neben den Gründern gehörten zu den Männern der ersten Stunde Arnold Zweig, Louis Lamm, Salman Schocken oder der Historiker und Verleger Raphael Straus. Die Zahl der Frauen blieb eher gering, die Verlegerin Helen Wolff allerdings war von Beginn an dabei. Durch die frühzeitige Wahl eines *Ehrenausschusses,* unter anderem mit Leo Baeck, Chaim Bialik, Max Brod, Martin Buber, Aron Freimann und Hermann Struck, hatte man es verstanden, dem Unternehmen weitere Reputation zu verleihen. Und bemerkenswert ist nicht nur, wer früh dabei war, sondern auch, für wen die Soncino-Gesellschaft später noch Zugkraft bewies: etwa der 1938 nach New York emigrierte Offenbacher D. Siegfried Guggenheim, dessen Nachlass zum Grundstock des Offenbacher *Klingspor-Museums für Geschichte des Buchdrucks, Buchillustration und Typografie* gehört. Im Lauf der Zeit erwarben auch die Offizin W. Drugulin in Leipzig, etliche Logen des U.O.B.B., Bibliotheken wie die Rosenthaliana (Amsterdam), die Hebrew Union College Library (Cincinnati), die Bodleian Library (Oxford), die des Jewish Theological Seminary (New York), die Hebräische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem und andere Staats-, Stadt- und Gemeindebibliotheken die Mitgliedschaft.

Der Verein florierte, war schon bald, nach Mitgliederzahl, zweitstärkste bibliophile Unternehmung in Deutschland überhaupt. Nach nur fünf Monaten zählte er 250 Mitglieder, viele von Rang und Namen, nach einem Jahr mehr als 500, und im Februar 1927 waren schon mehr als 750 Mitgliedsnummern vergeben (766 Nelly Frank, Berlin, 767 Dr. Ernst Gütig, Prag). Wie seltsam eigentlich, angesichts des steilen Aufstiegs, dass es zur Gründung der Initiative eines völlig unbekannten *cand. Meyer* bedurft hatte. Sein Lohn war die Mitgliedsnummer „1" und die Wahl als Schriftführer in den Vorstand. Vor allem aber, nach Abraham Horodischs Erinnerungen, lag bei ihm der „Hauptanteil der Arbeitslast", die aktive Redaktionsführung, insbesondere, nachdem Arnold Zweig und Aron Freimann an die Pflichten und Anforderungen der aktiven Redaktionsarbeit sich doch nicht, wie eigentlich vorgesehen, heranwagten.Zu den satzungsgemäß entfalteten Wirkungen gehörte auch die Herausgabe der Zeitschrift *Soncino-Blätter.* Mit ihren *Beiträgen zur Kunde des jüdischen Buches* fand sie nicht nur in Fachkreisen großen Anklang.

Auch andere bibliophile Vereine brachten handfeste Ergebnisse hervor, mit der Förderung gutgeratener Ausgaben von Klassikern etwa, aber auch durch Publikationen zum Buch- und Druckwesen selbst. Die Soncino-Gesellschaft bewegte sich mit

Doppelseite aus Jakob Steinhardts *Neun Holzschnitte zu ausgewählten Versen aus dem Buche Jeschu ben Elieser ben Sirah,* 1929. (Bibliothek des Steinheim-Instituts)

ihren Treffen, Vorträgen und den Klein- und Spezialauflagen insofern in längst bewährten Bahnen, sie entwickelte aber doch auch innovative Kraft. Jakob Steinhardts *Neun Holzschnitte zu ausgewählten Versen aus dem Buche Jeschu ben Elieser ben Sirah* gerieten 1929 zu einem vortrefflichen Buch, wie man es bisher nicht kannte. Maßgeblichen Anteil am Konzept hatte Horodisch, und er war auch drei Jahrzehnte später noch mit dem Ergebnis zufrieden: „Dieses Buch dürfte der erste moderne bibliophile hebräische Druck sein, der mit den Maßstäben westeuropäischer Buchkunst gemessen werden kann.“[3] Die Soncino-Gesellschaft legte mit ihrer nunmehr neunten Veröffentlichung einen kraftvollen und selbstbewußt anmutenden Druck vor, und löste damit alle von ihr formulierten programmatischen Ansprüche ein. Denn er brachte Auszüge aus einem seltenen, alten hebräischen Text, der erst vor gar nicht langer Zeit in der Kairoer Genisa wieder aufgefunden worden war, und präsentierte ihn in einer Weise, die gerade im Judentum Tradition hatte: Sprichwörter unter Verwendung von Holzschnitten „einfach und sinnfällig“ zu illustrieren. Und das durch den längst anerkannten Künstler Steinhardt, dem es gelingt, „Holzschnitte, hebräische Buchstaben und deutsche Schrift harmonisch aneinander[zu]bauen“, eine Lösung, „die sich sehen lassen kann“, so Arnold Zweig in seiner Einleitung dazu. Auf Bütten bei Aldus gedruckt, das sind die weiteren Zutaten der Kostbarkeit.

Doch das bedeutendste Projekt lief erst noch an, es war und blieb die Neuausgabe einer hebräischen Bibel, „eine Monumentalausgabe des Urtextes ... in einwandfrei schönem Gewande“. Eine großes Problem jedoch sahen die Beteiligten im Fehlen einer geeigneten Schrift, darin, dass von den vorhandenen „kaum 20 Schriftarten“ keine den „ästhetischen Anforderungen Genüge leisten“[4] konnte. Das ist in der Rückschau zumindest vordergründig ein wenig überraschend, denn eine dieser nicht genügenden Schriften musste doch den Soncinos besonders vor Augen gestanden haben. Die Schriftgiesserei H. Berthold hatte schon zur Jahresversammlung 1925 mit einer Textprobe von ebenfalls *Jeschu ben Elieser ben Sirah* die Lettern der *Frank-Rühl* ins Spiel gebracht, und gleichzeitig „eine größere Abhandlung über Hebräische Typen und Schriftarten des verstorbenen Leipziger Oberkantors Rafael Frank“ angekündigt. Dies Werk erschien auch 1926, für einen „Kreis von Freunden“. Und immerhin fünfhundert Exemplare davon stellte Berthold der Soncino-Gesellschaft zur Verfügung.[5] Natürlich waren die Bibliophilen ein interessantes Milieu für das Druckgewerbe, und ganz ohne die Hoffnung, auch einmal als Lieferant im Wirken der Soncino-Gesellschaft eine Rolle zu spielen, wird der Schriftenhersteller seine Initiative nicht betrachtet haben. Aber die Arbeit Franks konnte sich in diesem Fall nicht durchsetzen. Wir können es nur vermuten: Frank, der sich selbst gerade auch als Oberkantor in Einklang mit der traditionellen Überlieferung sah, sich bestens auskannte, war mit seinen Schriftideen den Soncinos wohl schlicht zu modern gewesen. Er hatte einen Ausgleich zwischen Tradition und neuzeitlichen Anforderungen gesucht: „eine Type zu schaffen, die die Einfachheit der Antiqua mit der Gefälligkeit der Fraktur verbindet“ und „die krasse Scheidung zwischen horizontaler Dicke und vertikaler Dünne einer vermittelnden und ausgleichenden Struktur“[6] Platz zu machen. Und seine Reform ging ihm selbst nicht weit genug: Ihm schwebte ein einheitlicher, gleichmäßiger Duktus, deutliche Unterscheidung von Ssin und Schin und sogar Wegfall aller Überhänge vor, vergleichbar etwa mit der lateinischen *Grotesk* (Futura, Helvetica).

Wie dem auch sei, eine eigene Type sollte her, darüber waren sich die Verantwortlichen einig und gaben ihre Erwägungen 1929 im oben erwähnten Druckblatt preis, das schon Probeseiten der Bibel enthielt: als Vorlage hatte man „die geniale Schöpfung der Prager Gersoniden“ gewählt, die Haggada von 1527. Sie war als Faksimile-Druck 1926 an die Mitglieder verteilt worden. Mit der Gestaltung der Fünf Bücher Mose und mit dem Entwurf der Schrifttype wurde Marcus Behmer beauftragt, einer „der feinsinnigsten deutschen Schriftkünstler, der sich schon wiederholt mit den Problemen semitischer Ornamentik befaßt hatte.“[7]

Die Arbeiten gingen voran. Der Auftrag war 1927 erfolgt, und noch im gleichen Jahr gab es Probe-Andrucke der Lettern, war die Ausführung der Schrift also wohl schon abgeschlossen. Herrmann Meyer hatte sich als kundiger und kritischer Begleiter erwiesen, der auch mal Figuren neu zeichnen ließ. Langwieriger gestaltete sich die ornamentale Ausschmückung der Bibel, für Behmer „unend-

liche Mühe und Kleinarbeit“. Ab 1930 wurde gesetzt und gedruckt, und das Ergebnis in 850 Exemplaren und mehreren provisorisch gebundenen Lieferungen verteilt. 1932 wurde dann noch ein reich geschmückter, ebenfalls von Behmer gestalteter Einband ausgeliefert.

Einen Eindruck der Ausstattung gibt uns Halbey mit seiner präzisen buchkundlichen Beschreibung: „Ein gelbliches, stark geripptes, nicht ganz deckendes Handbütten mit Wasserzeichen *van Gelder Zonen* in jedem ersten und vierten Blatt des Bogens. Je vier Blatt Vorsatz des Auflagenpapiers. Kopfgoldschnitt, der Vorder- und Unterschnitt echte Büttenränder. Weinroter Halbfranzband mit Rückenaufdruck in Gold, der Titel in drei Schriftzeilen im zweiten des in sechs Felder mit Hilfe erhabener Bünde aufgeteilten Rückens, einer weiteren Zeile am Fuß, darüber das Soncino-Zeichen. Kräftige Decken mit grauem Bütten und auf dem Vorderdeckel in Weinrot der Davidstern. Handgestochenes Kapital in Rot und Gold.“[8]

Im Grunde ist die Soncino-Gesellschaft heute weithin unbekannt, ein Archiv nicht überliefert, und auch das Geschick der damaligen Akteure nicht zusammenhängend beschrieben. „Was ist aus den Bücherschätzen der 700 bis 800 Mitglieder“ geworden, fragt Ernst Fischer[9], und „was aus jenen der rund 200 jüdischen Mitglieder der ‚Gesellschaft der Bibliophilen‘, die noch im Jahr 1933 unter dem Druck der Verhältnisse ausgetreten waren? Was wissen wir über den Bücherbesitz der zahlreichen jüdischen Mitglieder des ‚Leipziger Bibliophilen-Abends‘ – immerhin hat sich die Vereinigung wegen des Weggangs dieser Mitglieder, darunter des Vorsitzenden Gustav Kirstein, noch 1933 aufgelöst. Was war das Schicksal der Sammlungen der Mitglieder des ‚Berliner Fontane-Abends‘, der ebenfalls bereits 1933 freiwillig seine Tätigkeit aufgab, nachdem sein Gründer Gotthard Laske den Freitod gewählt hatte?“ Der rasche Niedergang etwa des *Berliner Bibliophilen-Abends* spricht Bände, ist Zeichen der Vertreibung der Juden aus Gesellschaft, Kultur und Land (1930 162 Mitglieder, 1934 nur 35). Manche Sammlung wird geraubt worden sein, unter dem Druck der Verhältnisse auseinandergerissen, vielleicht von Dritten verschleudert. Dies Thema wird uns lang noch beschäftigen bei der Frage nach dem sogenannten Raubgut, das sich vielleicht heute in den öffentlichen und privaten Bibliotheken befindet. Bei der Musterung von Beständen nach Namen, Widmungen und Besitzvermerken werden sich sicher noch zahl- und aufschlussreiche Hinweise auf das Wirken der Soncino-Gesellschaft ergeben.

Und so muss man befürchten, dass das Schicksal der Büchersammlung Karl Wolfskehls eher Ausnahme blieb. Wolfskehl, der Büchernarr, war nicht unter den Soncinos, aber doch in ihren Kreisen. Nach der Emigration nach Italien hatte Salman Schocken Wolfskehls beeindruckende Bibliothek dort von ihm erworben, sie hat keinen Schaden genommen und heute ihren Platz in der Jerusalemer Schocken-Bibliothek.

Über die Menschen und ihre Bücher, von den wir hier geschrieben haben, wissen wir also nach wie vor viel zu wenig, zumindest aber eines: sie waren wahre Büchernarren, von einer Leidenschaft angesteckt, wie Karl Wolfskehl sie besingt:

Zarter noch als Mädchenwangen
Streichl' ich ein geliebtes Buch,
Atme bebend vor Verlangen
Echten Pergamentgeruch.

Inkunabeln, Erstausgaben,
Sonder-, Luxus-, Einzeldruck:
Alles, alles möcht ich haben –
Nicht zum Lesen, bloß zum Guck!

Bücher, Bücher, Bücher, Bücher
Meines Lebens Brot und Wein!
Hüllt einst nicht in Leichentücher –
Schlagt mich in van Geldern ein!

2006 fand im Rahmen der Kölner Antiquariatstage eine Ausstellung zur Soncino-Gesellschaft statt. Gezeigt wurden Exponate des Jüdischen Museums Berlin und einer Kölner Privatsammlung. Zu diesem Anlass veröffentlichte der Organisator Ulrich Heider ein kleines feines Bändchen[10] mit einem dichten Abriss von Geschichte und Wirken der Soncino-Gesellschaft auf dem aktuellen Kenntnissstand. Der Privatdruck enthält eine Bibliografie der Soncino-Drucke, einige Abbildungen, und ahmt die Anmutung der *Notizen* nach, die Beilage der *Soncino-Blätter*.

1. *Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches e.V. [Werbe-Broschüre]*
2. Abraham Horodisch: Die Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches. In: Imprimatur, N.F. V (1967), S. 131.
3. Abraham Horodisch: Ein Abenteuer im Geiste. Die Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches, in: Bibliotheca Docet. Festgabe für Carl Wehmer. Amsterdam: Erasmus 1963, S. 187.
4. Druckblatt vom 22.1.1929, zitiert nach Hans Adolf Halbey, Zur Entstehung der Soncino-Hebräisch, in: Marcus Behmer in seinen Briefen als Buchgestalter, Illustrator und Schriftzeichner. Zusammengetragen von H. A. Halbey und Richard von Sichowsky, Hamburg 1974, S. 79.
5. Rafael Frank: Über Hebräische Typen und Schriftarten. Schriftgiesserei H. Berthold. Privatdruck. Berlin 1926. Zitiert nach dem Druckvermerk. Das mir vorliegende Exemplar der Universitätsbibliothek Duisburg-Essen trägt die Nummer 84.
6. Ebd.
7. Wie Anmerkung 4.
8. Halbey, S. 85.
9. Ernst Fischer: Zerstörung einer Buchkultur. Die Emigration jüdischer Büchersammler aus Deutschland nach 1933 und ihre Folgen, in: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. Neue Folge XVII. Juni 2002.
10. Ulrich Heider: Die Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches e.V. (1924–1937), Köln 2006 (Privatdruck in 500 Exemplaren).

Antisemitismus als Schicksal

Von Raphael Straus

Vor einigen Wochen betrat ich in einer deutschen Stadt eine jüdische Privatbank. Während mir der Kassier wechselte, hörte ich am Nebenschalter folgendes Gespräch:

„Nu, Herr Kohn, Sie haben efscher (vielleicht) selbst Kinderchen und mögen sie nicht sehen hungern.
Ich hob derheim sechs klaane Kinder".
Kohn: „So. Sie kommen aus Polen?"
„Jo, ich bin derheim in Luck".
Kohn: „in Luck! Nun wissen Sie, nehmen Sie mein Geld und geben Sie mir Ihren Pass!".

Lange Jahre hindurch, bis vor wenigen Monaten, waren es die „Ostjuden", die in Deutschland als die Volks und Wirtschaftsverderber galten. Es war *tant de bruit pour une omelette*. New York und London sind mit einer ungleich größeren Zahl von Ostjuden fertiggeworden, und man findet ihrer in Genf, Bern und Zürich mehr als in gleichgroßen deutschen Städten. Im Deutschland der Nachkriegszeit waren sie zu einem Popanz geworden, diese 30.000 Ostjuden, denen man die Kraft zutraute, einer gedrückten, aber mächtig gebliebenen Wirtschaft, hinter der die Kraft des deutschen Volkes und das Recht des deutschen Reiches stand, das Mark aus den Knochen zu saugen. Gegen dieses Phantom unternahmen Adolf Hitler und seine Freunde die ersten Fechtübungen. Rege beteiligte sich an ihnen der damalige bayerische Staatskommissar von Kahr. Im Jahre 1922 erfolgte in München die Ausweisung vieler ostjüdischer Geschäftsleute, darunter solche, die jahrzehntelang angesehene Geschäftshäuser geführt hatten. Wohin gingen die Ausgewiesenen? Man hörte von solchen, die sich nach Leipzig, Köln und anderen deutschen Städten wandten. Der Vorteil der beunruhigenden Aktion war nicht einzusehen. So erinnerte die bayerische Staatspolitik schon damals an mittelalterliche Maßnahmen, etwa der, daß viele Stadtrechte schlechte Waren, z.B. krankes Fleisch, von der eigenen Stadt ausschlössen, aber in der Nachbarschaft zu verkaufen ausdrücklich empfehlend zuließen.

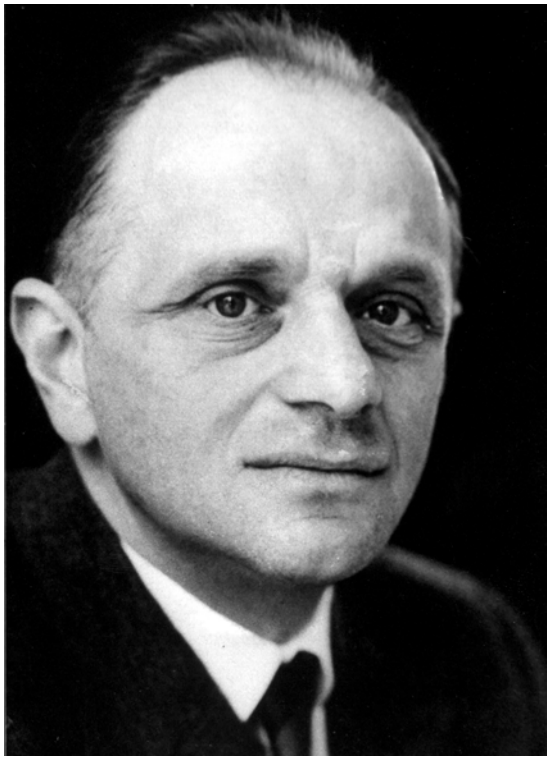
Seit der Kanzlerschaft Hitlers hat sich das Bild völlig geändert. Die Ostjuden sind heute besser geschützt als die mit deutschem Bürgerrecht begabten. Es empfiehlt sich nicht, ihnen gar zu nahe zu treten. Der Lärm von 1922 ist verpufft. Es geht jetzt nicht mehr um 30.000 in den 30 Jahren aus dem Osten Zugereister, sondern um alle 500.000, zu deren Väter- und Großväterzeiten Deutschland nicht ruiniert worden, sondern hochgekommen war. Ich kenne eine weitverzweigte deutsche Judenfamilie, deren ältester bekannter Vorfahr 1040–1105 in Hessen lebte. Sie ist nicht die einzige in Deutschland verwurzelte.

Es bleibt denkwürdig, wie man in den Jahren 1922–30 die Volksstimmung gegen die deutschen Juden insgesamt mobilisierte. Eine wachsende Zahl nationalsozialistischer Zeitungen und Vortragsredner setzte sich täglich mit den damals geltenden Strafgesetzen in Widerspruch. Rassen- und Klassenhaß wurden in einer Art propagiert, die strafbar war, aber nur in wenigen Fällen griff der Staatsanwalt wirklich ein. Und dies ist an der Entwicklung des letzten Jahrzehnts das Interessante, zum Nachdenken Einladende: nicht daß die Nationalsozialisten, zur Macht gelangt, mit ihrem antisemitischen Programm ernst machten – so viele Worte verpflichten! – nicht daß sie Deutschland von innen her eroberten – Heinrich IV., der jedem sein Sonntagshuhn im Topf versprach, war der beliebteste französische König –, sondern daß eine pflichtbewußte Justizbeamtenschaft das klare Urteil über ihre Aufgaben, und daß ein im ganzen bedächtiges und geistig hochstehendes Volk das Gefühl für Zulässig und Unzulässig nicht unversehrt erhalten konnte, das ist an dieser Entwicklung das Merkwürdige.

Ein Phänomen ist daher nicht der Nationalsozialismus, wie seine Anhänger heute in jugendlichem Erfolgsrausch glauben. Ein Phänomen ist vielmehr das breite deutsche Publikum vom Universitätsprofessor und General bis zum Briefträger und Straßenbahner, das halb hingezogen, halb hingesunken, sich lieber mit der antisemitischen Sündenbocksmelodie schmeicheln, als in der harten politischen Gegenwart nüchtern schulen ließ .

Aus der schweren Not des deutschen Volkes und aus der Unzulänglichkeit früherer Regierungstaten erklärt sich manche Handlung und manche Forderung der heute Herrschenden: die völlige Umgestaltung der Verfassung, die Diktatur in der entschlossensten Form, die Sammlung aller aufbauwilligen Kräfte im Glauben an das Gelingen, und nur eines bleibt unverständlich: daß man die äußerste Bekämpfung eines arbeitsamen Volksteiles von 0,85 % der Gesamtbevölkerung in die vorderste Reihe der neuen politischen Heilmittel stellt.

Theoretisch wäre gewiß denkbar, daß der Einfluß von knapp l % der Gesamtbevölkerung über



Raphael Straus

Gebühr groß, der Mehrheit nicht wesensgemäß und ihr unerwünscht ist. Zweifellos war das bei den deutschen Juden bis zu gewissem Grade der Fall. Ihre Beteiligung an den Freien Berufen, an ehrlicher und fragwürdiger geistiger Arbeit, an ehrlichem und fragwürdigem Handel war unverhältnismäßig groß. Aber daß er für ein Sechzigmillionenvolk verderblich gewesen sein könnte, ist schlechterdings unfaßlich. Die Verstiegenheit, die hierin liegt, läßt sich leicht ermessen, wenn man sich erinnert, wie ehedem Bismarck und Theodor Mommsen die Problematik der Sache näher kennzeichneten, Bismarck erblickte in den Juden ein geschmacksförderndes „Mousseux", Mommsen einen bekömmlichen Hefezusatz. Die nationalsozialistische Lehre aber erblickt in ihnen einen verderblichen Fäulnispilz.

In all diesen drei Sprachbildern, sozusagen einem Kaleidoskop der bestehenden Beurteilungsmöglichkeiten, findet man die Erkenntnis ausgedrückt, daß die Wirkung der Juden größer ist als ihre Zahl. Aber die Wirkung, die Bismarck und Mommsen ihnen zusprechen, bleibt innerhalb realpolitisch erfaßbarer Grenzen: ihr Einfluß ist auf das deutsche Wesen zwar beunruhigend, aber verdaulich, und letzten Endes nützlich. Von dieser ernsthaft wägenden Betrachtungsweise ist bei der nationalsozialistischen Gläubigkeit nichts zu spüren. Hier droht wirklich der Frosch den Ochsen zu verschlingen und der Ochse fürchtet sich oder gibt das doch vor. Allerdings fühlt man zugleich, daß der statistische Widersinn einer Abmilderung bedarf, und darum stellt man hinter die Zerstörungskraft der 500.000 deutschen Juden eine frei erfundene Weltjudenheit, die es derzeit – leider! – weder in einer religiösen noch in einer wirtschaftlichen noch in einer politischen Form gibt. Aber selbst wenn es sie gäbe, so müßten die ausländischen Volkszählungen der schönsten Phantasie völlig niederschlagen. Von den 15 Millionen Juden, die es überhaupt gibt, sind ca. 7 Millionen in Osteuropa lebend und zum Teil von dort nach dem Westen ausgewandert, bettelarm und froh, wenn sie vor dem Hungertod geschützt sind. Die verbleibenden 8 Millionen, größtenteils auch Leute, die die Sorge des Alltages auffrißt, müssen also diejenigen sein, die das deutsche 60 Millionenvolk verderben. Es bedarf einer heroischen Anstrengung des deutschen Volkes, um den Klauen dieser 8 Millionen Juden zu entgehen. Das ist der nationalsozialistische Glaube, die nationalsozialistische Furcht. Der Glaube versetzt Berge, die Furcht nicht weniger. Es gibt keine sicherere Spekulation als Glauben und Furcht der anderen zu benützen. Die Geschicklichkeit, die hierbei führende Nationalsozialisten bewiesen haben, ist bemerkenswert, aber unproblematisch. Problematisch ist hingegen, daß dieser Glaube und diese Furcht wirklich weite Kreise des deutschen Volks ergriffen haben, nicht so, daß sie nun wirklich im Tiefsten davon überzeugt wären, aber doch in dem Sinne, daß sie mit ihnen in verschiedensten Graden der Leidenschaftlichkeit spielen. Wenn man die gesetzten Bürger auf Herz und Nieren prüft, wird man keine beliebige Millionenzahl unter ihnen finden, die das Absurde ernstlich glauben. Aber die Zahl derer, die halb oder viertels glauben, und denen die „Geheimnisse der Weisen von Zion" die Befriedigung des Detektivromans und der Stammtischpolitik zugleich gewähren, die Zahl dieser Braven ist gewiß beträchtlich. Diese sind zu lebenserfahren, um im Nachbarn Kohn oder Levi nicht ungefähr normale menschliche Existenzen zu sehen. Aber der anonyme Jude, der, den niemand kennt und den es nie gegeben hat, der aber in der schauerlichen Sage vom ewigen Juden dem Gefühl bekannt ist – mit dem Glauben an ihn spielen die Millionen, mit ih-

rem Glauben wiederum arbeitet der Staatsmann. Es ist eine ganz natürliche Sache, bloß ein wenig zu natürlich.

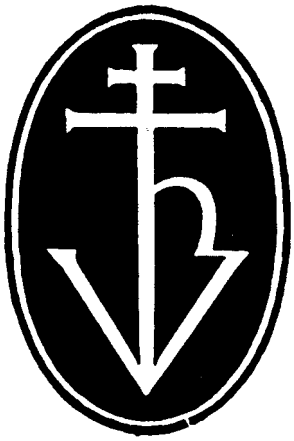
Schon in früheren Jahrhunderten kann man lesen, es sei das einzige Trachten der Juden, in blinder Wut den Christen zu vernichten. Damals trat diese Meinung gelegentlich bei fanatischen Predigern hervor. Aber die Judenvertreibungen des Mittelalters waren in jedem Einzelfall ziffernmäßig so geringen Umfanges, daß man tatsächliche Begründungen eher als philosophische aufsuchte. Die mittelalterlichen Judenschaften selbst der großen Städte gingen über 500 nicht hinaus, die der kleinen blieb oft hinter 10 zurück. Da war kein Platz für Spekulationen mit der Weltjudenheit und der natürlichen Rasseverfeindung, da war das natürliche Mißverhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner der Vater, und die Not war die Mutter. Einfach und klar nannte ein Kameralist des 18. Jahrhunderts die Juden „die Bequemlichkeit der Städte". Andere empfanden sie als Unbequemlichkeit. Ererbte religiöse Gegensätzlichkeiten vertieften sich und weihten die weltlichen Interessengegensätze, aber von einer politischen Mystifikation der Judenfrage, einer Furcht vor politischem Zerstörungswillen konnte keine Rede sein.

In jenen Zeiten lebten die Juden in Deutschland in einem Schwebezustand zwischen Anfechtung und Duldung. Im Jahre 1803 bemerkte ein Augsburger Stadtpatrizier, ein gelehrtes Haus, in der leicht gezierten philosophischen Sprache seiner Zeit: es schiene eine prästabilisierte Harmonie bestanden zu haben, bezüglich der Juden immer dasjenige zu tun, was am wenigsten zum Ziele (der Abtragung oder Erleichterung der Judenfrage) führen konnte. Deutlicher gesagt: man ging dem Problem überhaupt nicht zu Leibe, denn man stand ihm völlig rat- und hilflos gegenüber.

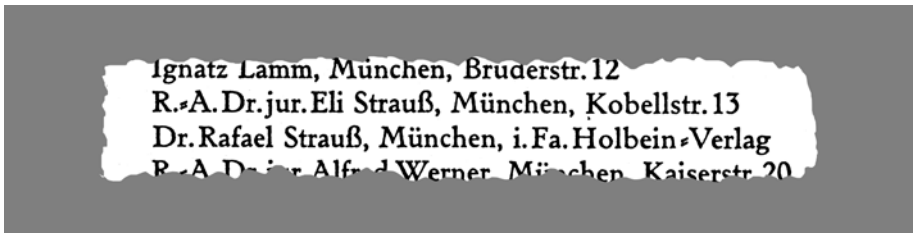
Aber das Problem war wirklich schwierig. Der natürliche Ausgleichungsprozeß, die eigentlich naturgegebene Aufsaugung der Minderheit durch die Mehrheit, wurde im Falle der Juden immer aufs neue verhindert. Man hat als eigentliches Hindernis den Umstand betrachten wollen, daß die Juden selbst zu starr an ihren religiösen und wirtschaftlichen Traditionen festgehalten und damit die Angleichung verhindert hätten (Georg Liebe u.a.). Der Nachweis, warum das nicht richtig ist, würde hier zu weit führen. Nur auf etwas Allgemeines sei hier hingewiesen: die Minderheit konnte durch Starrsinn oder Charakterstärke, wie man das nun bezeichnen will, die Absorption zwar verlangsamen, aber nicht verhindern. Nicht sie, sondern die überwältigende Mehrheit, mit allen Mitteln rechtlicher und physischer Macht ausgestattet, schuf die Lebensumstände und war für diese Schöpfung verantwortlich.

Darum war es auch die Mehrheit, von der die Hinderungen der Absorption ausgingen. Stets von neuem ergaben sich von der christlichen Mehrheit bzw. deren natürlichen und geschichtlichen Lebensbedingungen aus neue Hemmnisse. Durch Jahrhunderte hindurch verbot die katholische Kirche jede Lebensgemeinschaft mit den Juden.

Als das Stadtbürgertum erstarkt war und in den ewigen Bürgerkriegen des ausgehenden Mittelalters von zahllosen wirtschaftlichen und politischen Notständen befangen war, da vergriff es sich an den Juden. Nie gab es eine günstigere Gelegenheit, die Juden „auszurotten", wie es heute führende Nationalsozialisten fordern, als dazumal. In Spanien und Portugal, in Frankreich und England vertrieb man sie – allerdings: zu wessen Nutzen? – aber in Deutschland vertrieb man sie aus allen Städten mit dem Erfolg, daß sie in der Nachbarschaft der Städte bei kleineren Potentaten neue Unterkunft fanden, womit die Städte zwar ihre „Bequemlichkeit" eingebüßt, aber die Unbequemlichkeit, die jüdische Konkurrenz, behalten hatten. Dann aber brachten die großen Kriege einen neuen Aufstieg der Juden. Man brauchte Steuern, Kriegslieferanten, brauchbare Organisatoren, geschickte Zwischenträger – alles konnten die Juden. Man bediente sich ihrer weitgehend, oft mit, manchmal gegen ihren Willen. Keiner der reichen jüdischen Kriegslieferanten des 17. und 18. Jahrhunderts hat auf die Dauer reüssiert, alle gingen schließlich über Zahlungsverweigerungen der fürstlichen Schuldner zugrunde. Aber die deutschen Staatsgewalten, aus denen unter Bismarcks großer Schöpferhand dann das Reich neu erwuchs, sind mit jüdischer Mitwirkung entstanden. Man sagt, daß ohne ihre Geldhilfe an den Prinzen von Savoyen mindestens Österreich dem Islam verfallen wäre. Noch Friedrich der Große, neben dem Hitler so häufig gezeigt wird, bediente sich in seinen Kriegen des Veitel Ephraim als Finanzminister, wie denn gerade bei dem Aufstieg Preussens schon von Joachim II. an der jüdische Anteil stark hervortritt. Die Rolle der Juden soll gewiß nicht übertrieben werden. Wären



Emblem von Straus' Holbein-Verlag



Die Brüder Straus, Mitglieder der Soncino-Gesellschaft

sie nicht gewesen, so hätten sich vielleicht geeignete Christen gefunden. Aber, in Wirklichkeit war es doch so, daß den Juden an der Errichtung und Sicherung der deutschen Staaten ein vielfach größerer Anteil aufgebürdet wurde, als ihnen der Zahl nach zukam.

Das erkannte man schließlich auch zu jener Zeit der „Aufklärung“, als man erprobte, daß die Vernunft nicht nur erklären, sondern auch beseelen kann, und als man glaubte, die Staaten seien auf Vernunft gegründet und mit Vernunft zu regieren. Wiederum geschah etwas mit den Juden, wie das ihrer Rolle als kleiner Minderheit entsprach: diesmal war es die Emanzipation. Die Hoffnungen, die die Juden an die Tatsache knüpften, waren überschwänglich, aber nach dem Zwischenreich der Restauration schien sich die Hoffnung weitgehend zu verwirklichen. In jener Zeit der Gründung der ersten Großbanken – an den Gründungen, die schon seit 20 Jahren judenrein sind, waren, wie bei der Deutschen Bank, der Bayrischen Hypothekenbank, dem Schaafhausenschen Bankverein u.a.m. Juden maßgeblich beteiligt – schien die Absorption der Juden Tatsache zu werden. Trotz heftigen Widerspruchs fielen die Gewerbebeschränkungen. In allen Berufen konnten auch Juden einrücken. In jener Zeit konnte in kleineren Städten der Rabbiner und der jüdische Rechtsanwalt am Stammtisch der Honoratioren Platz nehmen, und als in den 80er Jahren mit der Stöckerbewegung eine nachdrückliche Reaktion eintrat, erklärten die jüdischen Stammtischbrüder in aller Unschuld den Antisemitismus für eine vorübergehende Erscheinung. So leicht ist dem Menschen das Vergessen gemacht!

Es war aber in jenen Tagen erneuter Reaktion die biedermeierliche Gemütlichkeit zu Ende. Dem Bürger erging es so gut, wie früher dem Adeligen; jetzt verlangte die Schar der Arbeiter ihrerseits ein bürgerliches Wohlergehen. Der Name des Juden Karl Marx, der in jener Zeit die Forderungen der Arbeiter theoretisch begründete, klang dem gut christlichen Konservativen jener Zeit fast wie der des Antichristen, und klingt der Hitlergefolgschaft heute fast wie der eines Antihitler.

Die sozialen Forderungen der „Marxisten“, wie man erst 50 Jahre nach Marx' Tod zu sagen sich gewöhnt hat, gingen zum guten Teil schon unter Bismarcks und Wilhelm II. Regierungen in Erfüllung. Um so mehr konzentrierte sich der Streit um die theoretischen Grundlagen – hie Christentum, hie historischer Materialismus –, und je mehr das geschah, um so mehr prägte sich der Name des Karl Marx der christlichen Öffentlichkeit ein, um so mehr konnten sich jüdische Schriftsteller, auch mit wenig Zugang zur praktischen Politik, zur Sache vernehmlich machen. Schließlich konnte in völliger Verkennung der wirklichen Sachlage, in Verkennung des Umstandes, daß fast die ganze deutsche Judenschaft zu den städtischen Arbeitgebern gehörte und bürgerlich gesinnt war, die Vorstellung aufkommender historische Materialismus sei eine Erfindung jüdischer Unterwertigkeit. Auch hier hat man allerdings ein dunkles Gefühl dafür gehabt, daß unmöglich die breite Schar der deutschen Arbeiterschaft und ihrer christlichen Repräsentanten als Juden bezeichnet werden könnten, und darum hat man ihnen die Demokraten, zu denen die meisten Juden sich zählten, einfach beigesellt. Zwischen beiden macht der Nationalsozialismus keinen Unterschied. Beide sind nationsfeindlich. Denn beide kehren den menschheitlichen Gesichtspunkt hervor, die einen in kollektivistischem, die anderen in individualistischem Sinne.

Soweit läßt sich nun die Logik des Antisemitismus nationalsozialistischer Prägung durchaus verfolgen: die Juden sind zu unterdrücken, insofern sie politisch links orientiert sind, und da sie es zumeist sind, mag man sie ordentlich durchrütteln.

Das schwer verletzte deutsche Nationalgefühl sucht den Gegner, an dem es sich reiben und an dem es gesunden kann. Wo könnte es einen passenderen geben, als den anonymen Juden, der in sei-

Kalonymos wird gefördert
vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg **ISSN** 1436–1213
Redaktion Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick **Assistenz** Karina Küser
Grafikdesign kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick
Anschrift der Redaktion
Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071–72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos
Spendenkonto 238 000 343, Stadtsparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

nen 500.000 lebendigen Vertretern positiv greifbar ist, aber noch darüberhinaus in seiner ungreifbaren Anonymität sogar als gegnerisches Prinzip befehdet werden kann.

Wenn es die Juden nicht gäbe, die so leicht als Ventil für Aufregungszustände verwendbar sind, man müßte sie erfinden. Vielmehr: man hat sie erfunden. In Wahrheit sind sie eine geschichtliche, stark in Auflösung begriffene Gemeinschaft grundsätzlich gleicher Gesetzlichkeit wie andere. In der Erfindung sind sie das nationsfeindliche Prinzip. „Prinzipien“ schafft der menschliche Geist. Natur und Geschichte allein können Wirklichkeiten schaffen. In Wirklichkeit haben die Juden aus ersichtlichen Gründen eine besonders nahe Position zu gemein menschlichen Werten. Wo sie sich zu diesen – und das geschieht nicht selten – abgelöst von tatsächlicher Lebensgemeinschaft „prinzipiell“ bekennen, bekennt auch sie sich zum Prinzip und zur Erfindung, aber nicht zu abgewogener praktischer Lebensordnung. Vom Standpunkt praktischer Lebensgestaltung aus befinden sie sich in nächster Nähe ihrer schärfsten Gegner, die das nationale Gefühl zum Prinzip „läutern“.

Es war kein Geringerer als Friedrich Schiller – in einer neuen Schrift eines nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten wird er jetzt als der geistige Ahne Hitlers gefeiert –, der meinte, daß das Nationale seinen Wert nur dadurch gewinne, daß es Menschliches verkörpere.

Man würde das heute anders ausdrücken, aber man empfindet in besonnenen Kreisen nicht eigentlich anders. In diesem Sinne gehören eine nationalistische und eine gemeinmenschliche Geisteshaltung in einem vollen nationalen Leben unauflöslich zueinander, und wenn man das eine unterdrückt, kann das andere nicht bestehen.

Daß man aber nun jene besondere Vorliebe der Juden für das menschlich Ideelle dahin deutet, daß man eine bestimmte Geisteshaltung „jüdisch“ nennt, ist unter solchen Umständen eine Auszeichnung. Der heilige Justinus Martyr und viele christliche Märtyrer erlitten den Tod dafür, daß ihre Lehren und ihr Leben die Staatsautorität und die ererbten Kulturbegriffe erschütterten. Kaum die Ausdrücke haben seit jener Zeit gewechselt.

In einer nationalistisch überhitzten Zeit wie der unsrigen wird das, was man fälschlich „jüdisch“ nennt, bald wieder dringend gefühltes Lebensbedürfnis sein, und die Juden haben – mit anderen – Gelegenheit, unbeirrt durch lockende Phantasien ihren eigenen, von der Geschichte vorgezeichneten Weg zu gehen. Je mehr Mut dazu gehört, um so größer die Bewährung. Viele werden eines Tages dem Reichskanzler Hitler dankbar sein, daß er verschüttete Kräfte neu erweckt hat. Die das bisher nicht sehen wollten, werden gut tun, sich den Fall zu überlegen. Nur die gegenüber ihrem Schicksal Störrischen werden unter die Räder kommen, daß es der Auflösung des Judentums von innen heraus durch das Abschneiden aller äußeren Verbindung so tatkräftig Halt gebietet. Aus einer stark jüdischen kulturellen Inzucht erblühte vor bald 2000 Jahren das, was die Christenheit das „Heil“ nennt. Der mutige Zusammenschluß leistungsfähiger Menschen wird immer irgendwann einmal der Menschheit mindestens in profanerem Sinne zum Heil gereichen.

Der deutsche Antisemitismus ist in keinem Sinne eine bloß jüdische, deutsche oder humanitäre Sache. Der Jude ist für das Empfinden der Welt zu einem Symbol geworden. Sie vergreift sich an ihm, wenn es ihr schlecht geht. Sie beachtet ihn über Verdienst auch dann, wenn es ihr gut geht. Ehedem war es ein Gradmesser des Kulturniveaus, wie man in europäischen Ländern die Bauern und die Juden, die Arbeiter und die Juden behandelte. Seit der Bauernemanzipation, seit der Arbeitsgesetzgebung sind nur mehr die Juden allein übriggeblieben. In ihrem Ergehen wird sich die Blüte und der Verfall der europäischen Gesittung – jenseits aller Anschauungsverschiedenheiten – offenbaren.

Raphael Straus (München 1887 – New York 1947) schrieb diesen hier erstmals veröffentlichten Vortrag (Nachlass in Privatbesitz) während der ersten Wochen der Emigration 1933/34 aus seiner Münchner Heimat, die ihn über Zürich und Triest nach Jerusalem führte, wo er bis 1946 lebte und als Privatgelehrter forschte, mehrere Bücher und noch unveröffentlichte Texte verfasste.

Seine bekanntesten Werke sind „Die Juden im Königreich Sizilien unter Normannen und Staufern“ (1910), „Regensburg and Augsburg“ (1939), „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Juden in Regensburg 1453–1738“ (1964), „Juden in Wirtschaft und Gesellschaft (1964).

Christian Wiese (University of Sussex) und M. Brocke bereiten die Edition seines nachgelassenen Manuskripts „Apokatastasis“ für 2008 vor.

Buchgestöber

Jede Scheibe Brot ein Leben

Abends kein Licht anmachen, im Dunkeln durch die Wohnung finden, Kaffee im Dunkeln kochen, nur das Licht aus dem Kühlschrank erhellt die Küche kurz. Die Stecker ziehen, die auch im Stand-by-Modus Strom verbrauchen. Nie Lebensmittel wegwerfen. Wenig Lebensmittel kaufen, sowieso nie auf Vorrat kaufen, sondern immer nur, was gerade gebraucht wird. Auch Abgelaufenes essen, die schimmelbefallenen Stellen des Toastbrotes einfach abschneiden. Ein Ei gibt es höchstens alle 14 Tage, Butter einmal im halben Jahr. Was bei anderen Geiz ist, ist für meine Familie Erinnerung. Ableisten einer Schuld. Jede Scheibe Brot ein Leben. Jede Tasse Kaffee ein Geschenk. Auch für Dich, Tochter. Ein Leben, das Du Dir verdienen musst.

Lea Kirstein: Die zweite Generation. Autobiographische Reflexionen; München: Wilhelm Fink Verlag 2006. 161 S. ISBN 3-7705-4359-9; 19,90 Euro

Die Eltern haben ihr beigebracht, wie man überlebt, als wäre die Zeit stehen geblieben. Und das ist auch schon die einzige „Tradition“, die ihr überliefert wurde, da die Eltern nichts erzählt haben, aber natürlich, man kennt die Vernichtungsgeschichte ja, und das Grauen scheint durch die nur scheinbar belanglosen Verhaltensweisen hindurch.

Lea Kirstein schreibt als Kind von Eltern, die den Holocaust überlebt haben, gehört zur sogenannten „zweiten Generation“. Vergangenheit ist allgegenwärtig, und bleibt doch verschlossen, so wie die Eltern, die glauben, „dass verweigerte Nähe und verweigerte Unterstützung selbstständig machen würden, lebensfähig, überlebensfähig“. Geborgenheit, Wärme sind ein nur seltenes Glück im „Überrest einer gestorbenen Familie.“ Lea ist kein Wunschkind, eher „Pflicht und schreckliches Schicksal“. Die größten Sorgen der Eltern waren, *wie man einem Kind erklären sollte, nie Vertrauen zu Nachbarn haben zu dürfen. Nie jemanden um Hilfe bitten zu dürfen, nie Hilfe oder Unterstützung erwarten zu können. Wie das Kind dazu bringen, einen Beruf zu erlernen, mit dem die Chance des Überlebens größer sein würde: Krankenschwester, Ärztin. Viele Mediziner haben das Lager überlebt. Wenige Philosophen. Keine Rabbiner.*

Aus diesem Grund wird Kirstein *anders* erzogen. Nicht *anders* sein zu wollen, und doch dieser Last nicht entrinnen zu können, ist wiederkehrendes Motiv. Und sie schreibt vor allem auch gegen Klischees, die ihr immer wieder in Bezug auf sich selbst und die Generation ihrer Eltern begegnen. Die Begegnung mit einem „Täterkind“ wird zur aufwühlenden inneren Auseinandersetzung.

Subjektiv und sperrig, drastisch, wirft die Autorin zugleich einen klugen, nüchternen und oft lakonischen Blick auf ihre Erfahrungen und Empfindungen, und ihr Buch gerät nicht nur vielschichtig, sondern unversehens auch ganz aktuell. Denn in Israel verklagen Kinder von Holocaust-Überlebenden die Bundesrepublik Deutschland auf Schadenersatz (Juli 2007), als Ausgleich für die bis heute fortwirkenden Traumata. Wer sich in einen (vielleicht nicht typischen, aber was kann das schon heißen?) dieser Lebenswege hineinlesen möchte und einem ungewöhnlichen Erzählpfad folgen mag, dem seien diese autobiografischen Reflexionen ans Herz gelegt. *hl/nz*

Neu entfacht – *Die Fackel* von Karl Kraus

Die Benutzeroberfläche dieser Webseite ist gewöhnungsbedürftig, und man braucht einen *account*, den man aber problemlos bekommt. Wer die Hürden überwindet, sieht sich bereichert – um die 22.500 Seiten, die Karl Kraus von 1899 bis 1936 in seiner Zeitschrift *Die Fackel* veröffentlicht hat. *Die Fackel* liegt sowohl im Grafikformat, als Seitenabbilder, als auch im Volltext vor. Diese Textversion ahmt sogar die gedruckten Originalseiten zeilengetreu bis zur Silbentrennung nach und wird so auch präzisen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht. Und das anfangs ungewohnte *interface* erweist sich in seiner Bedienung bald als angenehm effizient. Die Suchfunktion arbeitet schnell, und auch gesperrt formatierte Textstellen und silbengetrennte Worte werden zuverlässig gefunden. Karl Kraus, wegen seines sogenannten „jüdischen Selbsthasses“ umstritten, hatte, und das gilt bis heute, als geradezu legendärer Gesellschafts- und Sprachkritiker großen Einfluss. *Die Fackel* ist mit ihren zeitgenössischen Anspielungen sicher keine leichte Lektüre, manche Stelle wird ohne Kommentar vielleicht unverständlich bleiben. Aber ihre Leuchtkraft bleibt und wir freuen uns über diese bemerkenswerte Frucht der alltenthalben stattfindenden Digitalisierungsbemühen: *open access at its best*, die Formulierung hätte Kraus ja vielleicht genüsslich aufgespießt: corpus1.aac.ac.at/fackel *hl*

Familie Altona zu Altona

Ein genealogisches Puzzle

Katrin Nele Jansen

Was erfahren wir aus Grabinschriften, was uns nicht bereits durch andere Quellen mitgeteilt wäre? Ist Epigraphik mehr als ein Selbstzweck, mehr als Denkmalschutz, Gedenken, Ehrfurcht vor den Orten und der Ehre der Toten?

Das Steinheim-Institut hat seit 2001 die ca. 6400 Inschriften des aschkenasischen Friedhofes an der Königstraße in Hamburg-Altona inventarisiert und dokumentiert.* Anhand einer kleinen genealogischen Rekonstruktion der Familie des Gründers der jüdischen Gemeinde Altona können wir zeigen, dass die Grabinschriften eine wertvolle Quelle nicht nur für genealogische Puzzles, sondern auch für die Sozialstrukturen in der Gemeinde darstellen.

1616 wird auf dem Friedhof Königstraße der erste Verstorbene beigesetzt. Aus den ersten vier Jahren sind jedoch keine Grabsteine mehr erhalten. Der älteste erhaltene Stein ist der des Gemeindegründers Samuel. Die Generation seiner Enkel stattete ihn mit dem Zunamen Altona aus, den seine Nachkommen fortan und für nahezu 200 (Sterbe-) Jahre belegt als Zunamen trugen. Diesem Namen wollen wir hier nachspüren.

Im Grabbuch der Gemeinde Altona ist Altona als Zu- oder Familienname ebenfalls verzeichnet. Das Grabbuch, dessen Duplikat microverfilmt im Staatsarchiv Hamburg einsehbar ist, listet alphabetisch 5971 Verstorbene der aschkenasischen Gemeinde Altona auf. Zum Zunamen Altona wird man unter den Einträgen mit der Nummer 89 bis 101 fündig; die Daten reichen von 1621 bis 1810. Neben den Namen der Verstorbenen vermerkt das Buch den Vatersnamen und bei Frauen den Ehemann; dennoch bleiben die Verwandtschaftsverhältnisse der jüngeren Mitglieder der Familie(n) Altona undeutlich. Für die ersten vier Generationen lassen sich aus den Einträgen im Grabbuch hingegen Zusammenhänge ableiten (siehe Abb. 1).

Samuel, Sohn des Juda, gest. 1621, ist der erste, der den Zunamen Altona trägt. Das Grabbuch bezeichnet ihn als Gründer der Gemeinde Altona. Gutjen, Tochter eines Jonathan Levi, ist aus dem Grabbuch als seine Frau erkenntlich. Bemerkenswert ist, dass die Eheleute, wiewohl Gutjen erst 1628 starb, nebeneinander beigesetzt wurden.

Weitere „Altonas“ aus der Frühzeit der Gemeinde sind die angeheiratete Lea, Frau eines Levi (ben?) Jacob (gest. 1658) und Juda ben Jacob ben Samuel (gest. 1665). Man möchte annehmen, dass

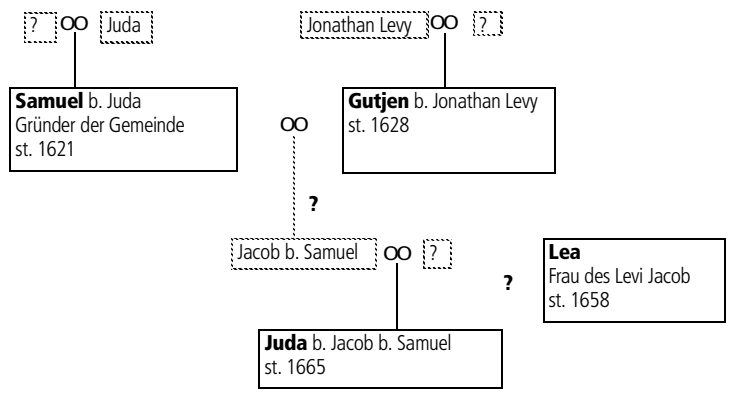


Abb. 1: Vier Generationen der Familie Altona.
Genealogie nach den Einträgen aus dem Grabbuch der Gemeinde Altona

hier der Großvater identisch ist mit Samuel, dem Gemeindegründer, obwohl diese Vermutung nicht durch weitere Hinweise gestützt wird. Samuel hätte dann einen Sohn namens Jacob gehabt. Möglicherweise wäre dieser – oder einer seiner Söhne – mit Lea verheiratet gewesen. Da Levi sowohl allein wie auch in Verbindung mit einem zweiten Vornamen auftritt, bleibt hier ein Fragezeichen.

Wir haben im Grabbuch also vier Einträge: für Samuel, Gutjen, Lea und Juda, durch die sich uns drei Väter namentlich erschliessen: Juda, Jonathan Levy und Jacob b. Samuel – wer Leas Vater war, bleibt unbekannt –, sowie ein Verwandtschaftsverhältnis: Samuel und Gutjen sind ein Ehepaar. Zwei Verwandtschaftsverhältnisse bleiben spekulativ: Ist Juda der Enkel von Samuel? Wessen Ehefrau ist Lea? Von einer Person erfahren wir ihre Position in der Gemeinde: Samuel, Gründer der Gemeinde.

Versuchen wir nun die gleiche Rekonstruktion – zunächst ausschließlich – anhand der Inschriften. Insgesamt sind neun Grabsteine der „Altonas“ erhalten, sechs davon aus dem 17. Jahrhundert. Mit diesen wollen wir uns befassen (siehe Abb. 2).

Die sechs Inschriften machen uns mit Schmuel, „von dem die heilige Gemeinde Altona gegründet wurde“, Jaakow, Pesschen, Juda Löb, Hendel und Priwa bekannt. Nur zwei davon haben wir parallel auch über das Grabbuch gefunden: Schmuel (Samuel), Sohn des J(eh)uda, von dem wir durch die Inschrift die zusätzliche Information erhalten, dass er hochbetagt verstarb, und Juda Löb (Juda), Sohn eines Jaakow (Jacob) und Enkel eines Schmuel (Samuel). Gutjen „fehlt“ – ihr Grabstein ist nicht er-

* Diese Dokumentation ist online zugänglich in der Datenbank zur jüdischen Grabsteinepigraphik „epidat“ (www.steinheim-institut.de)

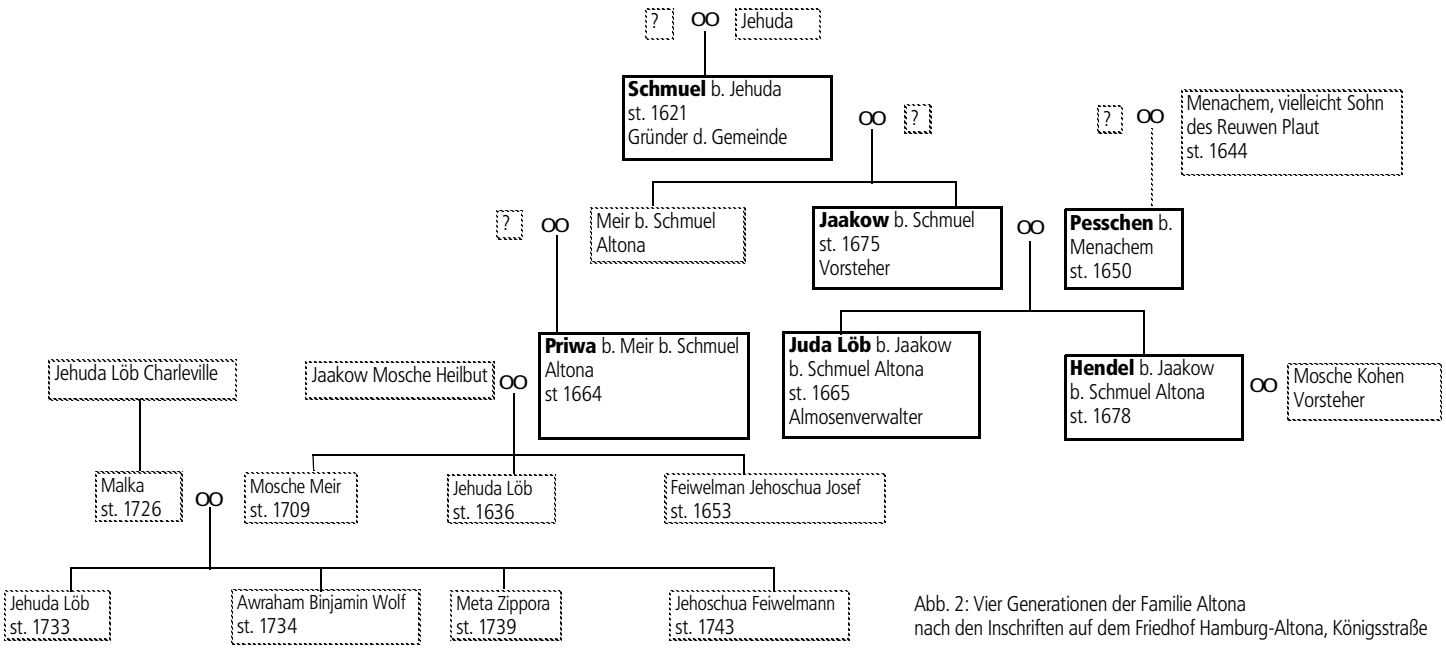


Abb. 2: Vier Generationen der Familie Altona
nach den Inschriften auf dem Friedhof Hamburg-Altona, Königsstraße

halten. Jedoch erhalten wir Gewißheit, dass Juda Löb tatsächlich der Enkel des Gemeindegründers und nicht eines anderen Schmuel ist. Seine Inschrift nennt ihn den „Sohn des Einflußreichen, des Vorstehers und Leiters (*parnas umanhig*), des geehrten Herrn Jaakow, Sohn des Schmuel Altona“. Wir erfahren von Juda Löb auch seine gemeindliche Funktion: Almosenverwalter (*gabai zedaka*). Interessant ist zudem, dass „Altona“ in dieser Inschrift, also mehr als vierzig Jahre nach dem Ableben des Schmuel, erstmals als Zuname belegt ist.

Der Grabstein eines Jaakow ben Schmuel ist ebenfalls erhalten, „er sucht für sein Volk Gutes und viel Frieden [vgl. Ester 10,3], ein Vorsteher und Leiter (*parnas umanhig*) seiner Gemeinde“. Anhand der auffälligen Attribute und übereinstimmenden Gemeindefunktionen, mit denen er in seiner eigenen und Juda Löbs Vater in dessen Inschrift bezeichnet wird, kann dieser Jaakow, der ebenfalls hochbetragt 1675 verstarb, als Juda Löbs Vater identifiziert werden.

Jaakow war verheiratet mit Pesschen, Tochter eines Menachem. Denkbar, dass es sich dabei um Menachem, Sohn des Reuwen Plaut, handelte. Dieser stammte aus einer angesehenen Familie, so dass seine Tochter eine würdige „Partie“ für einen Gemeindevorstehers und Sohn des Gemeindegründers gewesen wäre. 1644 starb auch er „hochbetagt“; sein Grabstein ist als Fragment erhalten (Abb. 4). Pesschen, „würdige Frau, teuer wie eine Perle, ihr Tun war verläßlich, ihre Seele möge im Bündel des Lebens nächtigen“, starb 1650.

Jaakow und Pesschen hatten mindestens zwei Kinder: Juda Löbs Schwester hieß Hendel. Hendel (gest. 1678), „Tochter des Vorstehers und Leiters, des Meisters, Herrn Jaakow Altona“, war Ehefrau ebenfalls eines Gemeindevorstehers, nämlich des „Vornehmen, des Vorstehers und Leiters, des geehrten Meisters, Herrn Mosche Kohen“.

Eine weitere Enkelin des Schmuel Altona war Priwa. Priwa war die Tochter eines Meir ben Schmuel Altona; den Namen von Meirs Frau kennen wir nicht. Priwa heiratete Jaakow Mosche Heilbut, mit dem sie eine weit verzweigte Familie begründete; die Inschriften von dreien ihrer Kinder und vier Enkeln, die ebenfalls auf dem Friedhof bestattet wurden, sind ebenfalls erhalten.

Aus sechs Inschriften erschließen sich uns hier drei weitere Altonaer Familienmitglieder namentlich: Jehuda, der Vater des Gemeindegründers, Menachem, der Vater von Pesschen, Mosche Kohen, der Ehemann von Hendel, und Meir, ein weiterer Sohn des Schmuel. Verwandtschaftsverhältnisse über vier Generationen werden transparent: Schmuel, Sohn des Jehuda, ist der Vater des Jaakow und Meir und der Großvater von Juda Löb und Hendel; Juda Löb und Hendel sind Geschwister. Von vier Männern erfahren wir ihre respektable Position: Gründer, Vorsteher, Almosenverwalter.

Wieso aber fanden wir Pesschen, Jaakow, Hendel, Priwa und Meir nicht unter den „Altonas“ im Grabbuch? Priwa gehört nach ihrer Heirat zur Familie Heilbut (GB 2228). Für Pesschen und Jaakow liegt die Erklärung in der Tatsache, dass sich Altona als Zuname und mit Bezug auf Schmuel, den Gemeindegründer, offenbar erst in der darauffolgenden Generation verfestigte. Pesschen und Jaakow wurden in die Listen noch unter Jaakows Vatersnamen Schmuel (Samuel) eingetragen (GB 4974 und 4982). Von Meir haben wir keine Inschrift, und im Grabbuch ist er auch unter seinem Vatersnamen „Samuel“ nicht verzeichnet; vielleicht verstarb er nicht in Altona?

Den prominenten Schmuel nachträglich den „Altonas“ im Grabbuch beizuordnen, dürfte auch nach zwei Generationen selbstverständlich gewesen sein. Pesschen und Jaakow hingegen haben sozusagen den Anschluss an die Familie verloren. Hendel

Mein Sohn Mordechai ist also früh verlobt worden; seine Braut war die Tochter des angesehenen Vorstehers Moses, des Sohnes des Nathan. Mein Mann hat ihm 2000 Reichstaler und Moses, Sohn des Nathan, hat seiner Tochter 3000 Reichstaler in dänischen Kronen mitgegeben. Die Hochzeit haben wir beide auf gemeinsame Kosten gemacht; sie hat uns zusammen über 300 Reichstaler gekostet.

Glückel[7]

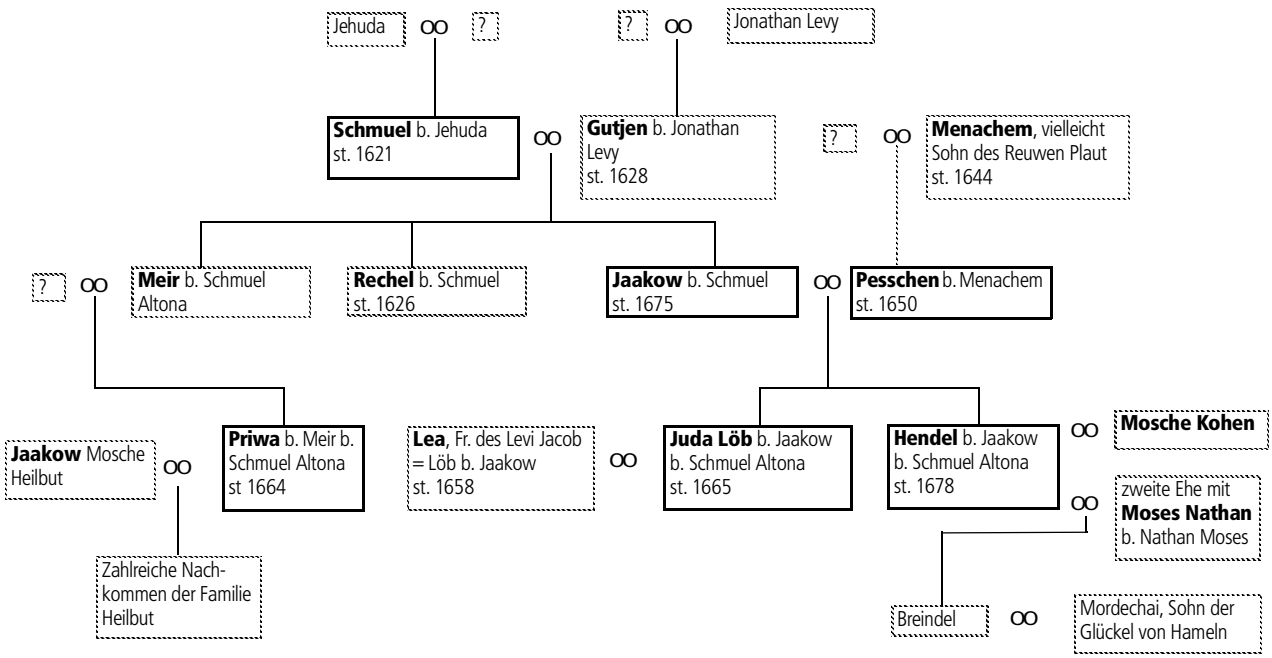
wäre unter dem Namen ihres Ehemannes, Mosche Kohen (im Grabbuch: Cohn), zu erwarten. Doch auch hier finden wir sie nicht. Wir können aber vermuten, dass es jener Mosche Cohn[1] war, der bereits 1633 verstarb, der aber der einzige Mosche Cohn (Kohen) ist, der im ganzen 17. Jahrhundert in diesem Dokument eingetragen ist. Sein Grabstein ist der älteste erhaltene Stein, der das Motiv der segnenden Hände trägt.

Hendel ging nach dem frühen Tod ihres ersten Mannes eine zweite Ehe mit Mosche Natan ein und wurde daher unter Mosches Vatersnamen Natan in das Grabbuch eingetragen (siehe Abb. 3).[2] Dieser kam aus ebenbürtiger Familie, war er doch Sohn des Natan Mosche, von R. Jacob Emden in *Megilat Sefer* als Mitbegründer der Gemeinde bezeichnet.[3] Natan Mosche stammte aus der Stadt Norden und gelangte in Hamburg zu großem Ansehen und Einfluß. Er war 1662 einer der zwölf Stifter des imposanten Leuchters in der großen Altonaer Synagoge[4] und fungierte noch 1670 als Vorsteher der Altonaer Juden, die in Hamburg eine Gemeinde unterhielten. Er starb in hohem Alter im Jahr 1675. Sein Sohn Mosche Natan wurde sein Nachfolger im Hamburger Gemeindevorstand[5]. Nach Hendels Tod heiratete Mosche Natan die Tochter des Vorstehers Jochanan Luria, Michla[6]. Eine Tochter von Hendel und ihm, Breindel, wurde um 1687 mit Mordechai, einem Sohn der Glückel von Hameln verehelicht.

Abschließend die Antwort auf eine noch offene Frage und eine Ergänzung: Aus dem Stammbaum, der anhand des Grabbuchs erstellt wurde, war ungeklärt geblieben, wessen Frau Lea war. Durch die Grabinschrift ist Löb als zweiter Vorname des Juda ben Jaakow belegt, daher können wir Lea ihm nun als seine Ehefrau an die Seite stellen[8]. Und die Ergänzung: Jaakow hatte eine Schwester, Rechel, die bereits 1626 starb. Ihre Grabinschrift ist nur auf einem historischen Foto erhalten.[9]

1. Grabbuch, Nr. 638.
2. Grabbuch, Nr. 4221.
3. Vgl. Eduard Duckesz, *Zur Geschichte und Genealogie der ersten Familien der hochdeutschen Israeliten-Gemeinden in Hamburg-Altona*, Altona 1915, S. 50.
4. Ebd. S. 18.
5. Ebd. S. 51.
6. Michla starb 1708; Inschrift Nr. 1285.
7. Alfred Feilchenfeld, *Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln*, Berlin 1923, S. 169.
8. Vgl. Duckesz, s.o., S. 27.
9. Ebd. S. 21.

Abb. 3: Vier Generationen der Familie Altona – Zusammenschau



Familie Altona: Erhaltene Grabsteine

[ ] Name erschlossen mittels der Inschrift

[ ] Nr. der Inschrift

Jehuda

Schmuel b. Jehuda
st. 1621 [3361]

Zustand heute

hist. Foto

Menachem, vielleicht
Sohn des Reuwen Plaut
st. 1644 [2498]

Rechel b. Schmuel
st. 1626

hist. Foto

Meir b. Schmuel Altona

Jaakow b. Schmuel
st. 1675 [2437]

Pesschen b. Menachem
st. 1650 [2507]

Priwa b. Meir b. Schmuel Altona
st. 1664 [2440]

Jaakow Mosche Heilbut

Juda Löb b. Jaakow b. Schmuel Altona
st. 1665 [2439]

Hendel b. Jaakow b. Schmuel Altona
st. 1676 [2327]

Mosche Kohen
st. 1632 [2541]

Kalonymos zu Cöln

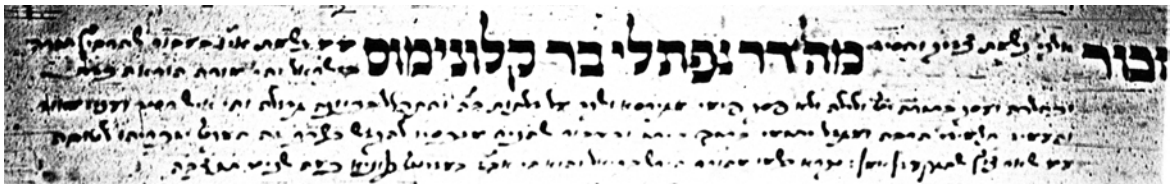
Von Carl Brisch

Je nachdem es das Interesse der Stadt erheischte, wurde auch fremden Juden um diese Zeit der vorübergehende Aufenthalt gestattet. Laut Schreiben der kurfürstlichen Gnaden zu Mainz wurde dem Daniel Roßcamb (Pferdehändler) am 5. Januar 1632 gestattet, daß derselbe Dasjenige, welches er von oben herab mit sich bringen wird, ungehindert in diese Stadt einbringen und allhier verwahrlich aufhalten lassen, daneben auch einen sicheren Ab- und Zugang dazu haben möge. Dagegen wurde am 9. desselben Monats ein Gesuch Sr. kurfürstlichen Durchlaucht Schutz- umd Schirmjuden Jacob aus Kaiserswerth, welcher geschäftshalber in die Stadt wollte, abgeschlagen.

Merkwürdig ist, daß im 16. und 17. Jahrhundert das kanonische Gesetz, welches jeden Christen, der sich von einem jüdischen Arzt behandeln läßt, mit Excommunikation bedroht, in Cöln nicht beachtet wurde. Wir sehen jüdische Mediciner, deren Hülfe in den Hütten der Armen, wie in den Palästen der Reichen, ja selbst von geistlichen Fürsten in Anspruch genommen wurde und nicht ein einziges Mal hat der sonst so vorsichtige Stadtrath das für einen jüdischen Heilkundigen nachgesuchte Geleit abgeschlagen. In Deutz lebten um diese Zeit die Aerzte: 1. Abraham Salomo ben Isai Joseph, ein Bruder des obenerwähnten Rabbiners Moses (gest. 27. Tebeth 1631); 2. dessen Sohn David Isaac (gest. 17. Tebeth 1657); 3. Juda Löb ben Nathan (gest. 26. Elul 1670); 4. Hiskia Jacob, Sohn des vorgenannten David Isaac (gest. 15. Tamus 1687); 5. besonders aber Jeremia Menachem, Sohn des Arztes Joseph Salomo aus Coblenz, genannt Mendel (gest. Schewat 1587), der im Memorbuch als ein bedeutender Gelehrter und vorzüglicher Mediziner bezeichnet wird, welcher wunderbare Kuren ausgeführt, auch medizinische Schriften verfaßt hat.

Es ist unmöglich alle Fälle, in denen diese Aerzte nach Cöln berufen wurden, aufzuzählen und will ich mich darauf beschränken, einige Geleitsertheilungen aus der Zeit des 30jährigen Krieges mitzutheilen: „Auf Ansuchen des Herrn Marschalcken von Elß werden am 26. Juli 1632 dem Juden-Doctor zu Deutz sechs tagh vergunt, In die Stat zu kommen und ehreg. Herrn Marschalcken In seiner Krankheit zu besuchen.“ Am 4. October desselben Jahres wird der Judendoctor von Deutz vom Kurfürsten von Mainz gesucht. Im Jahre 1644 ersuchte Peter Mahler den Rath um Geleit für den Doctor von Deutz, um ihn in seiner Krankheit zu visitiren. Der Rath bewilligte das verlangte Geleit auf 3 Tage, jedoch dergestalt, daß der Judendoctor jedesmal in Begleitung eines dieser Stadtboten zur Stadt ein- und ausgehen und allhier nicht übernachten solle. Am 12. Juli 1645 wird auf Bitte des Hermann Bysem dem Judendoctor zu Deutz gestattet, drei verschiedene Tage herzukommen, aber anders nicht als mit einem in „dieser Stadt Livrea gekleideten Botten“ zur Stadt ein- und auszugehen und keinmal bei nächtlicher Weile sich aufzuhalten. Demselben wurde ferner am 11. October und 6. November der wiederholte Eintritt gestattet. Eintrittsgesuche wurden aber selbst den Judenärzten abgelehnt, wenn es sich um eigene Angelegenheiten derselben handelte. „Salomon Moyses, Judendoctor zu Mülheim, hat wegen eines mit Isaac Schlam (Salomo) Judendoctor zu Deutz allhier dem Angeben nach führenden Prozeßes drei oder vier Tage freies Geleit zu ertheilen gebeten, welches Petitum in suspenso gelassen worden, bis der Supplicant vorher durch ein gerichtliches Attestatum bescheine, daß seiner Person Gegenwart erfordert werde. 25. September 1656.“ Auf referirte abermalige Bitte Salomonis Moyses Juden Dris zu Mülheim ist es bei vorigem Beschluß belassen worden. 2. October 1656.“ Am 24. Juni 1665 wird dem Judenmedikus Jacob Schlam auf Ansuchen des Johann Wichheim Geleit ertheilt; am 20. Juli desselben Jahres demselben auf Ansuchen des Gilles Weyerbusch; am 10. August desselben Jahres demselben auf Ansuchen des Hermann von Mülheim; am 14. September desselben Jahres demselben auf Ansuchen des Dr. Wintzler; am 5. Juli 1668 demselben auf Ansuchen der Wittwe Maria von Sittard u. s. w. Am 24. Juni 1665 erhielt der Judenmedikus Levi Nathan aus Deutz auf Ansuchen des Nicolaus Franck Geleit; am 5. Juli 1668 Salomon Moses auf der Frau Landgräfin Marie Eleonore zu Hessen Fürstliche Durchlaucht vorgebrachte Requisition.

In Deutz lebten um diese Zeit auch noch andere gelehrte Männer. Unter diesen verdient die Familie Elia Koßmann ha Levi besonderer Erwähnung. Mose Koßmann und sein Bruder Juda ben Elia, waren in Essen geboren und mußten bei einer zu Anfang des 17. Jahrhunderts in westfälischen Städten stattgehabten Verfolgung entfliehen. Juda mit dem deutschen Namen Lehmann wanderte nach Halberstadt; er war der Vater des berühmten königlichen Residenten Behrend Lehmann. Mose wanderte nach Deutz; er war der Vater des Joseph Koß-



Aus: Geschichte der Juden in Köln und Umgebung aus ältester Zeit bis auf die Gegenwart. Nach Handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet. Mülheim/Köln 1879–1882.

Dies Werk von Carl Brisch ist uns nicht nur aufgefallen, weil er hier einen *Naftali ben Kalonymos* Herz Brühl erwähnt. Seine Darstellung bringt eine Fülle von Details nicht nur zur Kölner Geschichte, die bis heute Aufmerksamkeit verdienen, so dass das Steinheim-Institut das Werk für eins seiner Digitalisierungsprojekte ins Auge gefasst hat. Brisch lebte bis zu seinem Tod in Mülheim am Rhein, war lange Jahre Lehrer an der israelitischen Religionsschule (Freiheitsstr. 78) und Herausgeber des *Israelitischen Gemeindeblatts*, eine der ersten jüdischen Zeitungen im Kölner Raum. Im Jahr 2000 stellte Irene Corbach anlässlich seines 100. Todestages bei der Kölner Stadtverwaltung den Antrag, zur Erinnerung an den Historiker eine Straße nach ihm zu benennen. Drei Jahre später wurde in einer Veranstaltung zum Gedenken an die Pogromnacht die Carl-Brisch-Straße eingeweiht und das restaurierte Grabmal auf dem Jüdischen Friedhof Köln-Mülheim vorgestellt.

hl / kus

mann, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Ein anderer Gelehrter war Schemaja ben Juda, gestorben am 4. Tammus 1656, welcher durch die Kosakenverfolgung unter Chmelnicki (1648) aus seinem russischen Heimathsorte Priaßlb sich nach Deutz flüchtete und hier sein Leben beschloß.

Einige Tage später, am 12. desselben Monats, beschloß der Rabbiner Naftali ben Kalonymus, genannt R. Herz Brühl, sein Leben. Das Memorbuch widmet ihm den Nachruf: Er lernte und lehrte fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, weilte stets im Kreise seiner Schüler, um sie im Studium immer mehr zu üben, und erzog Waisen in seinem Hause. Seine Frau Bruna folgte ihm zwei Jahre später, am [hebr. Einf.] Adar 1658 nach.

Der verheerende 30jährige Krieg hatte den früheren Wohlstand vernichtet. Bürger und Bauern waren zumeist verarmt und mußten ihre Zuflucht zu den Geldverleihern nehmen. Es entstand ein reger Wetteifer zwischen christlichen und jüdischen Kapitalisten. Die Klagen gegen den über Hand nehmenden Wucher wurden allgemein laut, so daß die Landesherren sich genöthigt sahen, strenge Verordnungen dagegen zu erlassen. Schon früher mußte der Kurfürst Ernst verordnen, daß er gehört, wie gegen alle Satzungen und Verordnungen wider Gott und Recht in unchristlicher Weise vielfältige wucherliche Contracte zum Verderben der Armen sich zutrügen, daß dadurch der gemeine unvermögende Mann dermaßen erschöpft würde, daß er nicht allein mit Weib und Kind in Mangel leben, sondern auch zuletzt von Haus und Hof laufen müsse. Daher befehle er seinen Beamten, dergleichen wucherliche Contracte für unwürdig, kraftlos und unbündig zu halten und darauf keine Pfändung, Umschläge oder Execution zu thun etc. In gleicher Weise ermahnte der Kurfürst Maximilian Heinrich (1650–1688) am 20. Januar 1652 die Juden, sich der Judenordnung gemäß zu verhalten und die Unterthanen nicht mit großem Wucher zu übernehmen.

Anstatt nun dem beiden Seiten anhaftenden Uebel entgegenzutreten, wurden dergleichen Erlasse von dem Volke benutzt, um wie immer, nur die Juden allein für diesen Fehler verantwortlich zu machen. Schon am 12. März desselben Jahres sah sich der Kurfürst veranlaßt, gegen die Mißhandlung der Juden einen Machtspruch zu erlassen: „Als Wir vermittelß underschiedlicher bei unser Cantzley zu Bonn einkommener Clagten in glaubhaffte Erfahrung bracht, waß gestalt auff unsere beyde am 20 Monats Tag Decembris negstverwichenen 1651 und 20. Januarii jetztlauffenden 1652. Jahrs der Juden halber außgangen und publicirte Patenta verschiedene in- und außwendig gesessene Underthanen Anlaß genommen, die von Uns verglaidte, auch gegen Reichung des gewohnlichen Zolß durchreisende Juden gewaltthatlich anzufallen, mit Schlagen, Stoffen, auch Abforderung Würffeln, und sonsten in viel andern Wege ubel zu tractiren, und Wir aber solches Unfern Underthanen so wenig alß auch frembden in unser Landfürstlicher Potmeßigkeit und Jurisdiction gutzuheischen oder nachzugeben gemeint seint, daß deretwegen Wir allen und jeden unfern Ambtleuthen und drosten, auch Richtern, Vögten, Schultheissen und Scheffen etc. gnedigst und ernstlich hiemit befehlen, vorgl. von Uns verglaidte und durchreisende Juden gegen alsolchen unbillichen Gewalt, und sonsten beim Inhalt von Unß habender Glaider bester Gestalt zu schutzen und zu handthaben, die Thädtere deßwegen auch in würckliche Straff zu nehmen und jedeßmahls darob zu obbedeutter unserer Cantzley den underthenigsten Bericht, zu ferner unserer gnedigster Verordtnung einzuschicken."

Für die Fruchtlosigkeit dieser Erlasse sprechen am besten deren öftere Wiederholungen. In Deutz kam es am 22. Tamus 1665 zu einer Verfolgung. Ein Mitglied der jüdischen Gemeinde hatte am vorherigen Tage mit einem Cölner Studenten einen Wortwechsel. Am folgenden Tage erschienen über 1000 Studenten in Deutz, drangen in die Judenhäuser ein und begannen Alles zu verwüsten und zu plündern. Aber die Bürger von Deutz stellten sich auf die Seite der Juden, es kam zum Handgemenge, zwei Studenten fielen und die andern zogen sich nach Cöln zurück. Das Memorbuch erwähnt nichts von einem Handgemenge, auch nichts von dem Einschreiten der Bürger, vielmehr habe der Vorsteher und Schtadlan Naftali ben Isaac ha Levi, genannt Herz Ueberrhein, (gest. 1666) die Geistlichkeit gewonnen, die durch ihren Einfluß die Studenten zur Ruhe brachte. Ein damaliger Gelehrter Namens Meir hat mit Zustimmung der Gemeinde diesen Tag als Fasttag für alle Zeiten bestimmt.

Einzelne Versuche der Juden, sich neue Existenzmittel im gewerblichen Leben zu verschaffen, scheiterten an der Hartnäckigkeit des Fürsten und der Landstände. So wurde im Jahre 1669 den Juden verboten, „auf Hütten und Hammern Kollen zu stürtzen, zu blasen und zu schmeltzen und wie es auch Nahmen haben mag, weder mit Schmieden, blasen, weder mit Kauf- und Verlauft dessen, so unfern gesammten Bergwerken vom kleinsten bis zum größten anklebt, sondern gäntzlich enthalten bei 200 Reichsthaler Strafe.